

# Ofttiroler Heimatblätter

Heimatkundliche Beilage des „Ofttiroler Bote“

33. Jahrgang

Donnerstag, 25. November 1965

Nummer 11

Sr. Maria Alberta Brunner, O. P.:

## Aus der „Klösterle-Chronik“ — 1613 - 1665

Das Lienzer „Klösterle“ darf sich des seltenen Vorzuges rühmen, noch zu Lebzeiten des hl. Dominikus entstanden zu sein. Kein Geringerer als der hl. Hyazinth, ein Sohn des hl. Dominikus, soll der Überlieferung nach, der Gründer dieses aitehrwürdigen Hauses gewesen sein.

Doch wie so oft im Leben, war es auch hier: Freud und Leid wechselten miteinander ab, wobei das letztere wohl mehr als einmal den Vorzug hatte. Die Chronik erzählt:

„Im Jahre des Herrn 1613, den 5. April, an einem Donnerstag, brach in der Kalkgrube Feuer aus, das rasch die beiden Rotten der Kalkgrube, Forchach, das im Klosterhofe aufgeschichtete Brennholz und das hölzerne Wohnhäuschen des Meßners erfaßte. Innerhalb eines Zeitraumes von nur 3 Stunden waren Kalkgrube, Forchach, die ganze Schweizergasse, Kirche und Kloster der Dominikanerinnen mit allen Geräten und Schriften eingeäschert. 60 Wohn- und 20 Futterhäuser waren ein Opfer des furchtbaren Elementes geworden.“

So unerwartet obdachlos und einsehend, daß man von den selbst so schwer betroffenen Stadtbewohnern keine Hilfe zu erwarten habe, wußte M. Priorin Katharina Han keinen anderen Ausweg, als mit ihren geistlichen Töchtern das Klösterchen in Innichen zu beziehen. Auch die Pfründnerin Rosina Stöberl nahmen sie mit. Leider blieb nicht eine Klosterfrau zurück. Die Ruine stand verlassen und zum erstenmale nach fast 400 Jahren war das frohe Gotteslob verstummt.

Von Innichen aus wandte sich die Priorin zunächst durch ein Bittgesuch an den regierenden Landesfürsten Maximilian in Innsbruck. Von diesem erhielt sie nebst einer milden Gabe ein vom 4. Juni 1613 datiertes Patent,

durch das die Bewilligung erteilt wird, Almosen zu sammeln, und alle Untertanen aufgefordert werden, beizusteuern: „Daran erweist Ir ein sonder Gottgefelliges werkkh der Barmherzigkeit, welches der liebe Gott Zwäifels Ohne Reichlich widerlegen, uns auch zu sonnders gnedigsten Wohlgefallen geraichen würdet.“

Mit diesem Patent ausgerüstet, begab sich der ehrsame „Bürger, Schuelmeister und Schreiber Adam Hochstätter“ auf Sammlung. Am 23. August 1613, an einem Freitag, ging er von Lienz fort und Sonntag, den 3. November, kehrte er heim. Er schreibt: „Damals stark Regenwetter gewest, in Abfaltersbach von Thomann Waldner ein Roß geiiehen, dafür 12 Kreuzer bezahlt und abents anhaimbs (daheim zu Lienz) in Gottnam mit meiner Maria (seiner Frau) gegessen“. Er machte den Weg hin und bis Abfaltersbach zurück auf Schusters Rappen, zuerst durchs Pustertal und Eisacktal (er schreibt jeden Tag auf, wo er übernachtet) bis St. Michael in Eppan. Hier läßt er sich am 31. August die „Schuech toppeln“, was 12 Kreuzer kostet. Dann wandert der gute Adam hinunter bis Trient, kommt auch nach Meran, wo er am 19. September für „Hemeter und Strümpf seibern auch palbrin und ein Pad“ zusammen 8 Kreuzer ausgibt. Am 26. September bezahlt er in Imst für 2 Paar Strümpfe, Hosen, und Wamsflicken 18 Kreuzer. In Innsbruck bekommt er am 1. Oktober um 18 Kreuzer ein Paar Handschuhe, in Hall am 20. Oktober „ain neuen Sekhl um 9 Kreuzer“ und wieder in Innsbruck gibt er am 24. Oktober „umb ain neues par Schuech“ 31 Kreuzer aus.

Das Resultat der Sammlung betrug 265 fl 11 Kreuzer. Damals hatte das Geld aber noch einen ganz anderen Wert, der dann infolge des 30-jährigen

Krieges gewaltig sank. Herr Hochstätter hatte außer dem erzherzoglichen Patent noch ein Heft in Quartformat mitbekommen, das den Bericht über die Feuersbrunst, Bitte und Dank der Ordensfrauen mit den großen Siegeln des Priorates und Konventes enthielt und in das jeder Wohlthäter seinen Namen und die Spende verzeichnete; die meisten gaben 6, 8, 12, 24 bis 30 Kreuzer. Im ganzen zeichneten 268 Spender, am meisten gab das Domkapitel zu Brixen mit 15 fl.

Die Schwestern waren in erster Linie auf die Wiederherstellung des Gotteshauses bedacht und wirklich konnte, freilich erst nach 6 langen Jahren, am 24. Feber 1619 wieder der erste Gottesdienst auf Kosten der in Innichen weilenden Nonnen gehalten werden. Eine darauf bezügliche Raitung (Rechnung) lautet: „1619 den 24. Feber als Sonntag Reminiscere und Schwester Kirchweih, damalln wiederum im Frauen-Chloster der erste Gotsdienst und Predig gehalten worden ist auf Verordnung gemeltes Amtmans (Hanns Ponlander) durch die Priesterschaft, Organisten, Schuelmeister, Schueller, Meßner und Orgeltreter zum Morgenmahl und im nachdrunkh bei mir allenthalben aufgangen und verzehrt worden, so abgeraiter Sach zusammen betroffen und obgemeldter Herr Amtmann auch dato bezahlt hat drey Gulden, 40 Khrsrer zwei Pfening.“ Die neue Glocke, welche am 24. Feber 1619 die frommen Lienzer zur „Schwester Kirchweih“ und zum ersten Gottesdienst ins Klösterle rief, war erst 6 Tage früher von Brixen gekommen. Glockengießer Adam Sterzer hatte sie für 36 fl 40 kr geliefert, wovon er 3 fl 40 kr den armen Nonnen schenkte.

Das neue Altarbild stellte nicht mehr Maria Heimsuchung dar, wie das frühere, sondern die Königin des hl. Ro-

senkranzes mit dem hl. Dominikus und der hl. Katharina von Siena.

In den Jahren von 1613 bis 1621 wurde die Isel reguliert. Bis dahin hatte sie ihren Lauf südlich des Klosters; nur war ihr derselbe nördlich davon angewiesen. Schwester Anna Maria Zoppolt, welche 8 Jahre vor der Brunnst. vom 1605. im 30. Jahre ihres Alters in das Kloster eingetreten war, 1607 die Profess abgelegt hatte und 1665 noch lebte, sagt: „Wo izt die Ybl. laufft Seye ein Wog und Gries gewößt, auch schießplatz“.

Der schwergeprüfte Konvent erlitt 1620 einen empfindlichen Geldverlust: von 4000 fl an den Grafen Sigmund von Wolkenstein. Die in Schulden geratenen Wolkensteiner sahen sich im Jahre 1653 genötigt, die Herrschaft Lienz der Staatsverwaltung zurückzustellen. Andererseits erwies sich dieses Geschlecht den Töchtern des hl. Dominikus gegenüber sehr gewogen und hilfsbereit.

Eine große Wohltat wollte dem schwer heimgesuchten und noch immer unbewohnten Kloster Herr Wolfgang Adam von Lasser, Pfleger zu Windisch-Matrei, erwiesen, indem er unterm 26. April 1622 eine Stiftung von 2000 fl machte. Das Kloster bekam dafür leider nur 257 fl 15 kr. wegen der großen Geldentwertung, die der dreißigjährige Krieg mit sich gebracht hatte.

Infolge der ausgebrochenen Kriegen unruhen nahmen 1632 zwei Dominikanerinnen vom Kloster St. Ulrich in Dillinger, Diözese Augsburg, ihre Zuflucht bei den in Innichen weilenden Lienzern Schwestern und fanden auch bei denselben schwesterliche Aufnahme. Es waren dies Sr. Mar. Cherubina Sattler(in) und Sr. Mar. Katharina Appl(in). Erstere lebte noch 1665 im Kloster zu Lienz. In einem vom 28. August 1636 datierten Schreiben bat Bischof Heinrich von Augsburg M. Priorin Susanna, die beiden Schwestern doch auch ferner behalten zu wollen.

bis bessere Zeiten kämer, die es ihm ermöglichten, dieselben wieder in Dillingen unterzubringen und zu unterhalten. Zugleich bat er um Aufnahme für ein Fräulein aus Dillingen.

Über zehn Jahre dauerte bereits das Exil der Schwestern in Innichen. Der Personalstand zählte um diese Zeit nur mehr 4 Chorfrauen und noch immer bestand keine Aussicht zur Rückkehr ins Mutterkloster. Denn seit dieses der Jurisdiction des Erzbischofs von Salzburg unterstand, war die Verwaltung ganz dem Amtmann überlassen. So ein Herr Amtmann kam aber nicht billig zu stehen, z. B. beanspruchte Herr Polander einen Jahresgehalt von rund 300 fl. Wenn man bedenkt, daß das jährliche Einkommen

des Klosters von den Urbarsgefällen nur durchschnittlich 1040 f. betrug, so ist es leicht erklärlich, daß der Bau nicht voranschreiten konnte und daß die armen, in Innichen weilenden Schwestern trotz sein mußten, wenn der Amtmann ihnen die nötigen Lebensmittel hinaufschickte. Die Sorge für das baldige Wiedererstehen des Klosters hat diese Herren kaum bedrückt.

Im Jahre 1627 drohte sogar die Gefahr, dasselbe für immer zu verlieren. Da es noch immer unbesetzt war und von den früheren Schwestern nur noch 2 oder 3 in Innichen lebten, so war die Vogtherrschaft geneigt, das Kloster anderen Geistlichen, nämlich ungarischen Jesuiten, zu übergeben.

(Fortsetzung folgt)

## Versteigerung von Kirchenglocken

nach der Säkularisation durch Kaiser Josef II. im Jahre 1788

Die Glocken, Rufer, Mahner und Freunde der Menschen, sind vom Leben der Christen kaum wegzudenken. Sie haben im Laufe der Jahrhunderte manch wechselvolles Schicksal erfahren. Obwohl sie den Menschen unzählige Dienste erwiesen haben, hat die Not der Zeit, besonders in den 2 letzten Kriegen, auch an die Glocken ihre rauhe Hand angelegt. Als letzte Helfer in der Not mußten sie herhalten. Ihr Metall wurde zur Herstellung von Mordwerkzeugen verwendet. Manche Träne des Schmerzes wurde geweint, da die Glocken, auf Wagen verladen, dorfauswärts führen. Tränen der Freude aber glänzten in den Augen, als neue Glocken, durch den Opfersinn der Leute wieder angeschafft, feierlich begrüßt und geweiht werden konnten.

Auch die Josefinische Zeit bereitete manchen Glocken ein unwürdiges Schicksal; wie profane Gegenstände gelangten sie zu öffentlicher Versteigerung. So gab das kaiserlich-könig-

liche Kreisamt im Pustertal bekannt, daß die Glocken der gesperrten Kirchen im Kreis Pustertal versteigert werden. Die Versteigerung fand in der kreisamtlichen Kanzlei zu Lorenzer am festgesetzten Tag und zur angegebenen Zeit statt. Das Pfund Glockenmetall der noch in den Türmen befindlichen Glocken wurde mit 18 kr. und der bereits abmontierten Glocken mit 20 kr. ausgerufen. Das an den Glocken befindliche Eisen wurde mit 3 kr. pro Pfund angeboten. Das Abnehmen, Abwägungskosten und die Lieferung, hat der Käufer zu tragen. Im Verzeichnis der zu versteigernden Glocken sind folgende Kirchen Osttirols erwähnt: Große und mittlere Glocken keine. Kleinere Glocken: Von der St. Michaelskirche auf dem Rindermarkt, Stadtgericht Lienz, ein altes Glöckl pr. 110 Pfund und ein kleineres dert. 70 Pfund. Von der St. Margarethenkapelle, Landgericht Lienz, 1 Glöckl von 100 Pfund ist ausgehoben. Von der St. Antoniuskapelle, Stadtgericht Lienz, ein Glöckl von ca. 106 Pfund und ein Glöckl von 45 Pfund. Von der St. Ulrichskapelle nächst Amlach, Landgericht Lienz, eine Glocke pr. 95 Pfund, ist abgehoben; ein Glöckl noch im Turm pr. 59 Pfund, ist ausgehoben. Bei der St. Helenskirche in der Prapernitze, Landgericht Lienz, ein Glöckl im Turm pr. 48 Pfund; dazu noch zwei Glöcklein zusammen ca. 1 Zent schwer, sind abgehoben und ein Glöckl im Turm von ca. 30 Pfund. In der Allerheiligenkapelle zu Görtschach, Gericht Virgen, ein Glöckl von 12 Pfund. In der St. Peter und Paulkirche zu Lavant, Landgericht Lienz, zwei Glocken im Turm von ca. 3 Zent.

Viel Reformen des Volkskaisers haben ihren Urheber nicht lange überlebt. Die meisten der gesperrten Kirchen (von den oberwähnten sämtliche) wurden wieder geöffnet und von den Türmen, die man stimmlos gemacht, hallt wieder frommer Glockenruf.

J. Saxl



Das „Klösterle“ in Lienz etwa um 1840

Foto: Archiv.

Norbert Hölzl:

## Vom Ordensdrama der Gegenreformation zum Volksschauspiel der Gegenwart

(3)

Barockes Ordensdrama als Volksschauspiel im 17. und 18. Jahrhundert

### 2. Innerer Entwicklungsgang der Hauptgestalt im Spannungsfeld zwischen Himmel und Hölle.

Ein ganzes Menschenleben mit allen seinen Verirrungen wird auf die Bühne dieses Welttheaters gestellt: Von der frühen Jugend, die alles schon zu kennen glaubt, jedoch nicht um die wirklichen Abgründe weiß, wie die oberflächlichen Antworten des Edelmannes in der Eingangsszene mit den Lehren und Mahnungen des Oheims zeigen, über die Gefährdungen und Täuschungen eines weltlichen Lebens in Sünde bis zur Vollendung im barocken Sinn in der Abkehr von irdischem Blendwerk. Der Mensch erscheint auf der barocken Bühne nicht isoliert, sondern an kosmische Mächte gebunden. Seine Handlungen werden in jedem Moment von unzähligen Augen beobachtet: Von Gott, von der Jungfrau Maria und dem Schutzengel ebenso wie von Mors, Pluto und den Teufeln. Dimas steht inmitten des mit geistigen Kräften hochgeladenen Spannungsfeldes zwischen Himmel und Hölle, die beide dazu neigen, selbst auf kleinste, unbedachte Äußerungen hin explosiv loszubrechen. Es ist der großbogige, gleichsam in drei Stationen sich vollziehende innere Entwicklungsgang, der die Gestalt des jungen Edelmannes Dimas so interessant erscheinen läßt. Die sein ganzes Wesen erschütternden Wandlungen vollziehen sich nie abrupt, sondern in Überschichtungen.

Nach der Traumszene bricht die Reue zwar immer stärker durch, doch die menschliche Verführbarkeit zeigt sich in einem letzten Rückfall ins Sündige, als Dimas den eigenen Schutzengel mit dem Dolch bedroht. So wirkt die Hauptgestalt nie eindeutig-geradlinig, sondern — als Gleichnis alles Menschlichen — vielschichtig-schillernd. Dadurch bleibt der Ausgang des Dramas bis zur Enttarnung des Teufels ungewiß und seine Spannung im höchsten Maße erhalten.

Vergleichen wir Dimas mit Jakob Bidermanns Cenodoxus, so sehen wir, daß der Jesuitendramatiker des frühen 17. Jhdts. noch nicht auf der Bühne vorgeführt hat, wie und wodurch der Doktor von Paris in Sünde gefallen ist. Cenodoxus lebt bereits bei seinem ersten Erscheinen auf der Bühne im Sündhaften. Wohl empfindet er wie Dimas Angst nach der Traumvision, durch die ihn der Himmel zur Umkehr ruft, doch ringt sich Cenodoxus niemals zu einer wirklichen Änderung seiner ertlen Gesinnung durch, während sich in Dimas unter Schmerzen eine zweifache innere Wandlung vollzieht. Der Edelmann dürfte bei seiner Bekehrung vor dem Engel wie Goethes

„Faust“ sagen, er fühle in sich „unter tausend Tränen eine Welt entstehn“. Das Tiroler Barockdrama zeigt auf seiner Bühne, wie Dimas durch eigene Schuld ebenso wie durch die Verführung des Teufels immer tiefer in Sünde gerät und ähnlich Cenodoxus im Irdisch-Sündhaften aufzugehen droht. Aber Dimas ist, wenn wir den Vergleich zu Ende führen, nicht nur Cenodoxus, sondern zugleich auch dessen Kontrastgestalt Bruno, der am Schluß „samt seinen Gselien“ als Begnadeter über das Sündige triumphiert. Dimas mit seinen „Gesölln“ findet den Weg zur Vollendung jetzt nicht mehr wie der „Carthäuser Ordens Stifter“ Bruno durch das abschreckende Beispiel eines verdammten Menschen, sondern aus der qualvoll erworbenen eigenen Lebenserfahrung. In diesem großen Entwicklungsgang mit leisen Ansätzen zu einer modernen Persönlichkeitsgestaltung wird die Verwandtschaft mit der Faustgestalt deutlich.

Trotzdem dürfen wir im „Dimas“-Drama keine glaubwürdige Handlung im realistischen Sinn sehen oder die einzelne Aktion rein psychologisch verstehen wollen. Die Hauptschwierigkeit, ein solches Spiel dem Publikum unseres Jahrhunderts nahezubringen, bestand bisher darin, daß der Wert einer Situation auf der Bühne des barocken Spiels nicht danach bestimmt wird, in welchem Maß sie der Wirklichkeit zu entsprechen vermag, sondern ausschließlich nach ihrer Kraft, zum Symbol-Beispiel zu werden. Die Dimas-Gestalt dient dazu, das Zusammenwirken von göttlicher Gnade und menschlicher Freiheit zu demonstrieren, was diesem Spiel mit selten anschaulich-bildhafter Kraft gelungen ist. In seinem Umspannen des gesamten christlichen Kosmos ist das barocke Drama nicht rein anthropozentrisch, denn der Charakter ist nicht die einzige Form, in der Schicksal faßbar und wirksam wird. In der Abkehr der zeitgenössischen Dramatik von der bloßen Anatomie der Gefühle und Charaktere naturalistischer Stürichtungen, hat sich ein neuer Weg angebahnt zu einem tieferen Verständnis der Gegenwart für das mittelalterliche und barocke Spiel mit seinen irrationalen Strömungen und seinen uns durch den Geist des 19. Jhdts. fremd gewordenen Zielsetzungen.

### 3. Barocke Neuformung alter Volksschauspielermotive.

Das „Dimas“-Drama ist in seinem Ziel, die wundertätige Kraft des Rosenkranzgebetes zu veranschaulichen, ein Marienmirakel. Sein theatralischer Wert liegt wie bei fast allen Volksschauspielen, die aus einer reichen Tradition schöpfen, in seiner Bühnen-

nähe und seiner bis heute zündenden Publikumswirkung: sein theater- und literarhistorischer Hauptwert besteht in der Verbindung des Faustthemas mit dem Jedermann-Motiv und den Spielen vom Jüngsten Gericht.

#### a) Faust.

Das barocke Spiel schließt mit dem Teufelsbündnermotiv an das Volksbuch von Dr. Faust an. Die Faustsage war in Tirol schon früh verbreitet. In Bergwerksorten wie Schwaz oder Prettau waren es vor allem Knappen, die diesen Stoff in ihren Spielen auf die Bühne gebracht haben.<sup>21)</sup> Im Tiroler Volksschauspiel trat ebenso wie in Tiroler Fassungen der Sage die Gnadenidee bald stark in den Vordergrund.<sup>22)</sup> Sie führt die Jungfrau Maria als die Macht ein, die den Teufelsbündner vor seiner Verdammung bewahrt.

Dieses Spiel von Schuld und erlösender Gnade ist eine ins Katholische abgewandelte Version des Faustthemas. Von der ersten Gerichtsszene im Himmel (I. 4), die erstaunliche Parallelen des barocken Volksschauspiels mit Goethes „Prolog im Himmel“ aufweist, mit ihrer Anklage des Teufels vor Gott:

„... Der Menschen Frechheit kommt  
so weit.

Als schliefe dein' Gerechtigkeit...“

dem Urteil Christi, das dem Teufel mit einer Einschränkung als Diener Macht über den Menschen gibt:

„... Versuch dein Heil, versuch dein  
Glück,

Ausspann dein Nötz und deine Strick...  
An ihm solang hast keinen Teil.  
Solang ihm nicht sein Psalter feil.  
Der Rosenkranz, dies schön Gebet,  
Schütz ihn, daß er nicht untergeht.“

spannt sich der Handlungsbogen vom Mord an dem früheren Freund um der Geliebten willen, über den Flug mit dem Teufel durch die Lüfte in ein „fremdes Land“ und ein wildes Leben in Sünde, durch das Dimas das Rosenkranzgebet vergessen und damit die geistige, ihn erhaltende Kraft verlieren soll, bis zum Durchbrechen guter Sehnsüchte und Reue und der jetzt möglichen Rettung durch die Fürsprache der Jungfrau Maria. Hymnische Verse zum Preis der Himmelskönigin bilden den erhebenden Höhepunkt und krönenden Abschluß des Spieles zu Ehren der Muttergottes.

Es ist nicht „ein guter Mensch, in seinem dunklen Drange“, der auf Grund des im wesensgemäßen, gleichsam unbewußten organischen Strebens nach Höherem „sich des rechten Weges wohl bewußt“ ist, den das geistliche Spiel auf seine Bühne stellt, sondern es zeigt ein zur Wahrheit — und zur Vollendung-Finden im katholischen Sinn — unendlich einfacher und doch zugleich tiefer als die verstandesmäßigere Deutung des Weimarer Dichtersfürsten: Es ist der Mensch, der allen Verlockun-

<sup>21)</sup> A. Dörner, Dr. Faust in den Ostalpen, in: Minus und Logos, Festgabe für C. Niessen, Emden 1922, S. 25—34.

<sup>22)</sup> Vgl. T. U. S. 181.

(7. Fortsetzung)

# Der „Glöcklturm“ zu Lienz

Eine Hausgeschichte, bearbeitet von Josef Astner (1964)

Sie verkauften den Besitz im gleichen Jahre 1887 an

## Cajetan Huber.

dem ae. Sohn der Katharina, und behielten sich nur das sogen. Sommerhaus mit Gartenanteil. Der Überlassungspreis ist mit 16.500 fl angegeben. Hypotheken und Schulden mit 11.527 fl.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse in Lienz hatten sich schon seit 30 Jahren merklich gebessert, denn am 30. November 1871 war unter großen Feierlichkeiten die Bahnstrecke Villach—Franzensfeste eröffnet worden. Die Bahn allein beschäftigte damals in Lienz ca. 800 Personen, d. h., daß mit ihren Familien ca. 2.400 Personen vom starken Personen- und Güterverkehr lebten. Im Lienzener Heizhaushaus standen nicht weniger als 75 Lokomotiven (sog. Gebirgslokomotiven). Mit der Bahneröffnung stieg auch der Fremdenverkehr stark an, und die heutigen alpinen Vereine erlebten damals ihre Geburtsstunde. Ein Ausdruck des Wohlstandes war auch die im Jahre 1887 erfolgte Gründung der Lienzener Sparkasse.

Aber auch diese günstigen Perspektiven vermochten nicht Cajetan Huber zur Führung des erworbenen Gasthauses zu bewegen. Er war landschaftlicher Steuereinnahmer und wurde im Jahre 1891 nach Saalfelden versetzt. Daher verpachtete er den Glöcklturm an den Kaufmann Anton Steidl (verheiratet mit Theresia Mair). Nachdem im Jahre 1898 auch das Futterhaus abgebrannt und Huber indessen als bestellter Verwalter der Irrenanstalt nach Hall übersiedelt war, verkaufte er im Jahre 1899 das ganze Anwesen an den Antiquitätenhändler

## Ambros Rohrer

in Lienz (verheiratet mit Rosa, geb. Hübler, des Leo Hübler, Kaufmann in der Rosengasse). Der Pächter Steidl verblieb weiterhin im Wirtsgeschäft. Rohrer dürfte mit dem Ankauf lediglich den Versuch einer günstigen Geldanlage gemacht haben. Vermutlich ging es aber nicht ganz nach

gen des Teufels zum Trotz an seinem täglichen Gebet festhält<sup>23)</sup> und mit ihm dem Himmel verbunden bleibt. Und so erscheint trotz des Teufelspaktes seine Rettung zwingend im Zusammenwirken von göttlicher Gnade, die vor allem im letzten Eingreifen des Schutzengels offenbar wird, und seiner nie völlig erloschenen Sehnsucht nach einem besseren Leben. Es ist eine glaubwürdige, positive Lösung auf der Ebene des Religiösen.

<sup>23)</sup> Als ich noch war ein Kind ganz jung Und kaum bewegen konnt mein Zung. Hat mir Frau Mutter mit dem Muß Eingstrichen gleich den englisch Gruß.“ (1. 1)

seinem Sinn, weshalb er im Jahre 1900 den ganzen Besitz wieder veräußerte.

Die „Lienzener Zeitung“ berichtet am 1. Juni 1900:

## „Michael Gruber,

der neue Wirt zum Glöcklturm, ist dort aufgezogen. Der bisherige Pächter, Herr Steidl, hat den seit 16 Jahren nicht mehr betriebenen Gasthof „Zum Goldenen Rössl“ pachtweise übernommen“.

Von Gruber wird berichtet, daß er in seiner „Vielseitigkeit“ Handelsagent, Wirt am Schießstand, in Kals und am Glöcklturm, Kantinenhalter und kleiner Baumeister war. Da seine Frau Maria hieß, zeichneten beide immer mit „M. Gruber“. Das war bei den häufigen Mahnungen und Exekutionen recht praktisch, um die Zuständigkeit jeweils auf „M“-Maria, bzw. „M“-Michael Gruber zu schieben. Bei dieser Geschäftsgebarung konnte jedoch der Weizen nicht lange blühen, und sie verkauften den Glöcklturm auch schon im Jahre 1901 an

## Betti Brunner, Zell am See, und Josef Zojer, Kötschach.

Beide heirateten am 14. April 1901 in Kötschach. Betti (Barbara) stammte aus Fieberbrunn/Tirol und war vor der Eheschließung im Gastgewerbe in Zell am See bedienstet. Josef Zojer stammte aus Kötschach und war gelernter Tischler. Unter ihrer freundlichen und umsichtigen Führung kam der Glöcklturm bald wieder in guten Ruf und wurde ein beliebtes Einkehrgasthaus. Zur Fremdenwerbung gab Zojer schon im Jahre 1910 einen eigenen Hausprospekt heraus. Um die Gasträumlichkeiten zu erweitern, fügte er an den ehemaligen Turm einen Saalbau an, der bis zum vorgenannten Hause am Iselquai reichte. Frau Barbara Zojer starb aber schon im Jahre 1924 im Alter von erst 41 Jahren. Josef Zojer wurde dadurch Alleinbesitzer.

Emma Stabentheiner aus Lienz wurde Zojers zweite Frau. Im Jahre 1928 kauften sie vom Wastlerbauern in Tristach einen Grund am südöstlichen Ufer des Tristacher Sees und erbauten dort in den Jahren 1927/29 die Pension „Seewiese“.

Dieser geachtete Wirt und die allseits beliebte Wirtin hatten die schwere Zeit der großen Wirtschaftskrise mit der sog. Tausendmarksperr, den „Anschluß“ an das Deutsche Reich und den Ausbruch des 2. Weltkrieges durchzustehen. Frau Zojer starb im Jahre 1942 im Alter von 54 Jahren. Bald darauf verpachtete Zojer das Gasthaus an Christian Gasser. Zojer selbst starb am 20. Oktober 1946. Der bisherige Pächter, Christian Gasser, erwarb am 14. Dezember 1948 von Zojers Erben den Gasthof Glöcklturm,

während die Erben die Pension „Seewiese“ selbst behielten.

## Christian Gasser (sen.)

Er wurde in St. Jakob i. D. als Sohn des Josef Gasser, Strohhutfabrikant in Hermannstadt (Siebenbürgen), und der Ottilia Erlsbacher geboren. Christian half dem Vater im Betriebe und war auch sein Reisender. Dann kam er zu Peter Ladstätter, auch einem ausgewanderten Deferegger, nach Budapest und blieb einige Zeit bei ihm. Vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges kam er nach St. Jakob zurück und rückte von dort aus ein. Gleich bei Kriegsausbruch kam er mit seiner Einheit (Kavallerie) in die Bukowina, erhielt für seine Tapferkeit die Silberne und wurde Wachtmeister. Im gleichen Jahre erhielt er auch die Bronzene. Infolge eines Lungenschusses kam er als Invalide nach Stratzing bei St. Pölten. Als Vergünstigung für Tapferkeit und Invalidität bekam er eine Militärkantine und zwei Trafiken. Nach dem Kriege richtete er dort eine Frägerei ein und heiratete dort Leopoldine, geb. Frasch (geb. 15. September 1903 in Arnau an der Elbe), die zuletzt seine Angestellte gewesen war. Inzwischen kam er — auch von Heimweh getrieben — immer wieder nach Lienz und St. Jakob, um Angehörige und Bekannte zu besuchen. In Lienz kehrte er gewöhnlich bei der „Sonne“ ein. Der damalige Hausknecht Thomas kannte ihn gut und riet ihm, die günstige Gelegenheit zu nützen und die „Sonne“ zu pachten, was Gasser auch tat (1919—1924). Als Sonnenwirt und auch später handelte er nebenbei mit Vieh, Holz und Wein.

Frau Leopoldine hatte indessen ihr wachsames Auge auf Küche und Keller und sorgte dafür, daß die Gäste bei mäßigen Preisen gute Portionen auf den Teller bekamen.

Im Jahre 1924 bot sich die Gelegenheit, den Gasthof „Bräustübl“ zu pachten (damaliger Besitzer: Herr Brauereidirektor Steiner). Gasser verließ die „Sonne“ und wurde Wirt beim „Bräustübl“ (1924 bis 1944), wo die Möglichkeit eines Schankgartens am bevölkerten Johannesplatz gegeben war.

Gasser fand, daß er und seine Frau im gleichen Betriebe nicht notwendig seien und erkundete weitere Möglichkeiten. So pachtete er im 1930 (bis 34) die sogenannte „Giftbude“ in der Rosengasse (heute Café-Konditorei Schmidt), deren Führung Frau Leopoldine übernahm. Den schönen Namen hatte das Lokal anscheinend schon vor früher. Es war das erste „Nachtlokal“ in Lienz, denn es war bis 1 Uhr, bzw. 3 Uhr geöffnet und erfreute sich besten Besuchen. Warum dieser Name? Ein ehemaliger Stammkunde erklärte mir, daß die Besucher am nächsten Tage übernünftig und daher „giftig“ waren. (Schluß folgt.)